

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 45

Artikel: Brüder Grimm und die Folgen
Autor: Wiesner, Heinrich / Pasteur, Günter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-615200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BRÜDER GRIMM UND DIE FOLGEN

Eigentlich hat es mit einem Beinbruch begonnen, den ich mir beim nächtlichen Schlitteln zugezogen hatte. Und da lag ich nun auf dem einsamen Gehöft, sofern man Gehöfte mit ihrer Vielfalt an Leben einsam nennen kann. Nachdem der erste Schmerz vorüber war, begann ich mich zu langweilen, bis mich der Onkel, mein Unterschullehrer, aus der Langeweile untätigen Daliegens zu erlösen wusste.

Er kam auf dem Heimweg auf einen Sprung herein und überreichte mir einen dicken, mir nicht unbekanntes Folianten, dessen Titel ich wegen der verschnörkelten Prunkschrift, die ich später als Frakturschrift bezeichnen würde, nicht zu entziffern vermochte. Aber es war unverkennbar jenes Märchenbuch, aus dem der Onkel Samstag für Samstag nach der Zehnuhrpause vorlas oder, weil das Hochdeutsche für uns Erst- und Zweitklässler noch zu hoch lag, in Mundart erzählte. Ich hielt in den feucht gewordenen Händen also jenen Schatz, worin ich der «Gänsehirtin am Brunnen» oder dem «Meisterdieb» wieder würde begegnen dürfen. Unbeschreibbar die Vorfreude.

Doch welch abgrundtiefe Enttäuschung bemächtigte sich meiner. Der erst der kleinen Steinschrift mächtige Zweitklässler scheiterte bereits am ersten Märchen, dessen Überschrift er mit grosser Mühe gerade noch zu entziffern vermochte: «Der Froschkönig oder Der eiserne Heinrich.» Meine damalige Wut ist auch heute kaum in Worte zu fassen. Aber ich machte eine Erfahrung. Ich erlebte, was Wut, gepaart mit Beharrlichkeit, schliesslich zustande bringt. Der vertrackten Schnörkelschrift sagte ich einen unerbittlichen Kampf an und lockte die Mutter so oft vom Webstuhl weg zum Kanapee, bis mir auch der letzte Grossbuchstabe wenn auch nicht vertraut, so doch wenigstens bekannt war. Nach einer Woche hatte ich's leidlich geschafft. Nach einer Woche – ich darf meiner Erinnerung trauen – buchstabierte ich an einem Tag das dreiviertel Seiten lange Märchen «Der süsse Brei» mehrmals durch: «... und wer wieder in die Stadt wollte, der musste sich durchessen.»

Zugegeben, es war ein noch dürftiges Lesen und ging noch nicht wunschgemäss fliessend, aber es war immerhin ein Anfang, der mir die Tür zu weiteren Sams öffnen half. Allmählich begann sich das Lesevergnügen einzustellen. Es dauerte noch drei Wochen im Gips und vier weitere Wochen mit schmerzhaften Gehversuchen; der Gehgips wollte erst noch erfunden werden. Endlich durfte ich es mit dem «eisernen Heinrich» versuchen, mit dem ich mich schon vom eigenen Namen her verbunden fühlte. Mein innig angestrebtes

Ziel aber war jenes wundersame Märchen, das der Onkel im Sommer zuvor in einer nicht enden wollenden Wochenendstunde erzählt hatte: «Die Gänsehirtin am Brunnen». Nach sieben Wochen hatte ich das Märchen, elf enggedruckte Seiten, sechsmal gelesen. Nach sieben Wochen hatte ich die 848 Seiten – auch diese Zahl ist gesichert – viermal durchlebt. Vom Schauer, vom Ergriffensein, von der Glückhaftigkeit jener Wochen sei hier nicht mehr die Rede. Die Wonnen dürften manchem Leser bekannt sein.

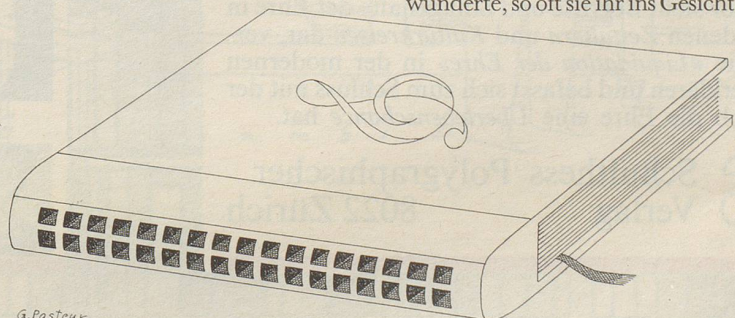
Hingegen soll von den Folgen jenes Leseabenteuers noch ein paar Zeilen lang gesprochen werden. Was verschlug's, dass ich, kaum dass ich wieder herumhumpeln konnte, im Frühjahr mit einem längst geplatzten Blinddarm, dem man noch mit keinen Antibiotika zu Leibe rücken konnte, ins Spital eingeliefert wurde und dieses nach sechs Wochen lebend verliess. Was verschlug's mit Blick auf die «Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm», dass ich der Schule vier Monate fernbleiben musste. Ich war einer «märchenhaften» Sprache begegnet, die ich viel später erst wieder bei der (für mich) grössten lebenden deutschen Dichterin, Ilse Aichinger, wiederfand. Und einem zwanghaften Bedürfnis folgend, kam ich tagtäglich auf jene Sprache zurück, musste ich jeden Schulanfang mit einem Märchen, einer Geschichte beginnen. Fiel das Vorlesen zur Strafe einmal aus, war vor allem der Lehrer der Gestrafte. Ich hatte ausserdem, wenn auch in unfreiwilliger Vorwegnahme, einem Satz nachgelebt, den man heute zu zitieren nicht müde wird: «Fürs Leben lernen wir, nicht für die Schule!» Vielleicht auch, dass sich für mich die Frage «Mundart oder Schriftdeutsch?» jener Märchensprache wegen beim Schreiben nie gestellt hat. Eine Vermutung, die ich nicht weiterverfolgen will.

Meine späteren Leseerfahrungen mit der damaligen Regenbogenpresse, den Unterhaltungsblättern, als da waren «Das blaue Heft», «Das gelbe Heft», «Leben im Bild» (schon damals die «Bildzeitung») und so fort, vermochten meiner Verehrung für die deutsche Sprache nichts

mehr anzuhaben. Ich hatte mir die Sprache der Gebrüder Grimm im entscheidenden Alter einverleibt und hatte sie nun im Blut. Unbeschadet tauschte ich mit dem Nachbarmädchen die Blätter aus, so dass ich als Zehnjähriger allwöchentlich zehn Fortsetzungsromane verfolgte. Die Schwierigkeit lag einzig darin, den Faden zum jeweiligen Roman wiederzufinden. Leicht vorzustellen, dass manches, was da an bauerlicher Gebrauchsprosa angeboten wurde, in seinen zweideutigen Anspielungen der Eindeutigkeit heutiger Pornoliteratur um nur wenig nachstand, bezog man die Sexualphantasie des Halbwüchsigen mit ein.

Auch gegen die harmlosen Kitschheftchen von Billy Jenkins und Rolf Tarring, die während der Bezirksschulzeit dauernd im Umlauf waren, war mein Sprachbewusstsein resistent. Pongo, der Schwarze, bereinigte selbst die auswegloseste Situation in letzter Minute; darauf war Verlass. Nach spätestens zwanzig Heftchen hatte ich das Klischee erkannt. Aber es erging mir wie heute manchmal vor dem Bildschirm: Eigentlich kennt man ja das Krimiklischee des Herbert Reinecker. Doch die Wahrheitsfindung während sechzig Minuten löst bei mir ein nicht unbekanntes Prickeln aus. Auch habe ich mich im Verdacht, dass ich vor dem Schlafengehen noch meine Gutenachtgeschichte, mein Märchen, haben muss, denn am Ende siegt auch hier die Gerechtigkeit, und den Bösen erreicht die verdiente Strafe.

Ich wurde in meiner Jugend reichlich, ja allzu reichlich, mit Unliteratur versehen. Doch um ehrlich zu sein: ich hatte dabei mein Vergnügen gehabt und möchte mich nachträglich nicht um jenes Lese-glück bringen. Es hat allerdings wenig zu tun mit jenen paradiesischen Wonnen, die ich der Literatur der Brüder Grimm zu verdanken habe. Der erste Satz des ersten Märchens meines ersten Buches sei dem Leser darum nochmals vor Augen gehalten: «In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, dass die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hatte, sich wunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien.»



G. Pasteur